

# Stiefkind November

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663546>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

er ein Weib, eine Mutter, die ihrem kleinen Buben mit der gleichen Bewegung des Daumens ein Kreuz auf die Stirn machte, er sah, wie die Mutter mit der gleichen Bewegung des Daumens auch auf den Brotlaib ein Kreuz machte, und wie sie dann mit dem Messer ein Kreuz in den Laib ritzte, ehe sie ihn anschnitt... Was hatte Zeltinger eben gemacht?

Das hatte nur Bruchteile von Sekunden gedauert, und er schreckte auf, als Zeltinger ihm mit lachenden Augen den Zünder unter die Nase hielt. «Da hätten wir den Uebeltäter! Na, richen Sie mal dran, Berger... stinkt das Zeug nach Schwefel? ... Und jetzt raus hier aus der Mausefalle!»

Mit einem Satz sprang Zeltinger aus der Grube. Dann winkte er mit den Armen, woraufhin die Polizei Entwarnung gab.

Wo blieb denn Berger? Er war stumm. Er blieb stumm. Verlegen stand er Zeltinger gegenüber. Dann drückten sich beide Männer wortlos die Hand.

*Fridolin Tschudi*

## S T I E F K I N D

## N O V E M B E R

Für die meisten Menschen unter unserm alemanisch-helvetischen Himmelsstrich ist der November ein reizloser, trister, von allen guten Geistern und Göttern der Heiterkeit verlassener Monat. Er ist gewissermassen das Stiefkind des Jahres, ein verschupfter Verdingbub. Allein schon sein Name hat den elegisch weichen Tonfall der Schwermut und Resignation und weckt in uns Erinnerungen an

glitschiges Laub auf einsam-dunklen Gartenwegen, an trüb dahinschleichende Tage ohne Lebenslust und zwitschernden Vogellaut, an Frost und früh hereinbrechende Nächte.

Manchmal freilich spielt er sich als verspäteter Oktober auf und schenkt uns mit der pathetischen Gebärde des Tragikers wunderbar leuchtende Herbstfarben, einen sauber polierten Föhnhimmel und fast spätsommerlich anmutende Fernsichten. Aber das alles ist nur die kurzfristig schmerzschöne Täuschung der Agonie; es ist die trügerische Prachtentfaltung einer greisen Majestät, die, noch ehe sie den Thron bestiegen hat, zur Abdankung gezwungen wird.

Der November ist ein April mit umgekehrten Vorzeichen, ein launenhafter Melancholiker und introvertierter Geselle.

Ich liebe ihn.

Es stimmt: Der Mai in seinem blütenweissen Hochzeitsschmuck und blauen Himmelsjubel ist laut Erfahrung und landläufiger Uebereinkunft der Monat der Verliebten und Liebenden. Doch wenn du an einem nebelfeuchten Novemberabend durch die Strassen flanierst und dir unvermutet ein solches Paar begegnet, das sich küsst — ich weiss nicht, ich weiss nicht; da liegt eine Zärtlichkeit und ein geheimnisvolles Tun in der Luft, die eben dieser ein wenig trostlosen und morbiden Verlassenheit und ihrer nächtlichen Kulissen bedürfen, als da sind: verschlossene Haustüren, dunkle Garagetore, sanft verhüllendes Strassenlampenlicht und jener leise Rieselregen, der unermüdlich sein monotones Grosstadtliedchen summt... Das klingt kitschig — und ist es auch; so kitschig wie ein französischer Milieufilm, so winterlich romantisch wie die russischen Romane aus dem letzten Jahrhundert. Schön ist es trotzdem — und echt dazu. Fragt nur die Verliebten!

Das nämlich ist der November überdies: er ist ein Romantiker. Er ist der Theatermonat par excellence. Ich spreche nicht von einem bestimmten Spielplan, nicht von der Qualität und vom Erfolg eines Stücks, sondern von dem, was sich vor- und nachher in Paris, New York oder Zürich, in tausend mehr oder weniger kulturbefrachteten Städten und Städtchen allabendlich im wahren Sinn des Wortes abspielt.

Sie alle kennen sie, diese sich immer wiederholende und gleichbleibende Komödie, die zumeist

im Badzimmer beginnt und, mit Verlaub, im Schlafgemach endet. Ihre Hauptdarsteller sind in der Regel eine bei weitem noch nicht angezogene Gattin und ein halbwegs bekleidetes Wesen in Hemdärmeln, das fluchend seinen Kragenknopf oder die Theaterkarten sucht. Die Situation ist reichlich bekannt und braucht nicht genauer beschrieben zu werden; denn die beiden kommen ohnehin zu spät in die Oper, ins Schauspielhaus oder ins Konzert und haben somit das Spannendste verpasst: die Foyerszene, jenen glitzernden und rauschenden Aktbeginn mit dem nervösen Geklingel und den Verneigungen nach links und rechts. In der Pause freilich wird das Versäumte aufs liebenswürdigste nachgeholt und kommt zum Schluss der Vorstellung nochmals in Fluss. Und dann stehst du plötzlich da mit deiner Gattin — oder sie mit dir — und drängst dich, schiebend und geschoben, von der Garderobe zum Ausgangsportal. Vielleicht regnet's draussen («Auch das noch!» hat Alfred Kerr in einer Kritik geschrieben) oder der Nebel lässt dich auf keine fünf Meter etwas sehen. Jedenfalls ist das echtster November: unwirklich wie das Drama, das soeben zu Ende ging, und romantisch wie die Klänge einer Schumann-Sinfonie oder wie die verfrühte Schneeflocke, die sich auf das Pelzcap deiner Begleiterin gesetzt hat und sich nun — husch-husch! — in ein armselig winziges Wassertröpfchen auflöst und verdunstet...

Aber auch in deinen vier Wänden ist November, wengleich auf wärmere und gemütlichere Art. Die Bücher blinzeln dir zu, als wollten sie sagen: Lies mich! — und du tust's. Nicht alle zwar, das wäre übertrieben, doch gerade jenes behaglich hausbackene Biedermeierbändchen, das zur heimlichen Stimmung passt, wenn der Herbstwind die Bäume biegt und zum Aechzen bringt. Man könnte eine ganze Novemberliteratur aufzählen; von Agatha Christie bis zu Johann Peter Hebel. Doch dann legst du dich ins Bett und liest noch eine Weile, bis dir die Augen vor Müdigkeit zufallen. Es sei! Du drehst und reckst dich wohligh in deinen Kissen und spürst mit einemal, wie nie zuvor, dass dies dein eigenes, herrliches, mit keinem anderen zu vergleichendes Bett ist.

Der November lässt uns diese kleinen, schönen und guten Dinge entdecken, und du fühlst, dass um dich ein Haus und über dir ein Dach ist und dass dein Fenster dich vor seinen Stürmen schützt.

Ich liebe ihn.

Meine Liebe,  
Lachend sind wir letztesmal auseinandergelangen, ziemlich spät, und während Du den Arm Deines Mannes fasstest, riefst Du noch zum Abschluss unseres Gesprächs zu mir zurück: «Was ist Glück?»

Schau, das hat mich an jenem Abend noch lange beschäftigt! Wie schwer ist's doch, Dir hier in Kürze auf diese Frage zu antworten! Vielleicht wolltest Du in jenem Augenblick gar keine Antwort haben, weil Du Dich tatsächlich glücklich fühltest.

Ja, was ist Glück? Was ist das denn? Jeder empfindet es anders. Unterhält man sich aber mit lieben Freunden eingehend darüber, dann spürt man doch bald heraus, dass alle ungefähr das gleiche Gefühl meinen, nur sind es je nach dem Lebensalter verschiedene äussere Umstände und Eindrücke, welche dieses Gefühl mit sich bringen und hervorrufen.

Ich würde vielleicht so sagen: Glück darf man nie in der Zukunft suchen; denn die kennt man ja nicht. Was man in der Zukunft sucht, das können Hoffnungen sein, oder Träume. In der Vergangenheit liegt das Glück auch nicht. Da ist das Glück schon vorbei. Was zurückbleibt sind — Erinnerungen. Sie können beglückend sein. Aber «das Glück» — das sind auch Erinnerungen nicht.

Glück ist vielleicht Schachspielen, aber nicht um zu gewinnen. Reiten, aber nicht zum Sieger zu werden in einer Konkurrenz. Wandern, aber nicht um irgendwohin zu gelangen.

Glück ist vielleicht, zu enge Schuhe endlich ausziehen.

Glück ist, einen Fuss fünf Minuten lang aus dem Bett zu strecken und ihn hinterher wieder in die Bettwärme zurückzuziehen . . .

Glück, sagte einmal ein Freund zu mir, ist, sich aufs Sofa legen, alle Knöpfe aufmachen, die Augen schliessen und aus dem Radio Mozarts «Kleine Nachtmusik» mit jeder Faser seines Ichs hören und vielleicht ein klein wenig mitdirigieren . . .

Dein Gnom